

Raimund Dietz

Ordo-Liberalismus: Versuch einer systemtheoretischen Fundierung

Inhalt

Zur Einleitung	2
Vernunft, Verstand und Erfahrung	2
Instrumenteller Rationalismus – gesellschaftstheoretische Blindheit	4
Gesellschaft und ihre Ordnung	6
Gesellschaft – was ist das?.....	6
Exchange und Pooling	7
Tausch und Geld.....	9
Spontane Ordnung.....	10
Selbst- und Fremdbezüglichkeit.....	10
Geld – die Essenz der modernen Gesellschaft.....	12
Geld ist Funktion – der Geldstoff ist sekundär	14
Geld und Objektivität.....	15
Tausch: Bedingung der Möglichkeit der Wirtschaft	16
Instrumentalismus und kommunistische Fiktion.....	17
Wirtschaftsgesellschaft als bedingt autopoietisches Gebilde – zum Verhältnis von Staat und Gesellschaft	19
Ordnen = Gestalten der Gestalt.....	20
1. Stabilisierung des Koordinationsmechanismus	21
2. Die Einkommens- und Vermögensverteilung	21
3. Die ökologische Herausforderung	22
4. Geldschöpfung	22
Zusammenfassung und Schlussfolgerung.....	24
Literaturverzeichnis	26

Zur Einleitung

Der Ordo-Liberalismus tritt mit dem Anspruch auf, der modernen Wirtschaftsgesellschaft vernünftige ordnungspolitische Anleitungen geben zu können. Tatsächlich haben sich seine Konzepte in der Realität vielfach bewährt. So kann der Ordo-Liberalismus mit der Zusicherung auftreten, dass sich Gesellschaften, die sich mehr oder weniger an seine Grundsätze halten, erfolgreich entwickeln werden, und umgekehrt: dass eine gesellschaftliche Entwicklung nicht glücken kann, wenn die Prinzipien von Ordo-Liberalität ernsthaft verletzt werden.

Der dringende Bedarf an ordoliberalen Konzepten ergibt sich insbesondere aus der erschreckenden Orientierungslosigkeit der Bürgergesellschaft. Diese weiß nicht, was sie an ihrem System hat. Ideologisch pendelt sie zwischen kollektivistisch-totalitärer und marktwirtschaftlich-anarchistischer Ausrichtung, zwischen dem Aufgehen des Individuums (der Persönlichkeit) in einer Gemeinschaft und einem rücksichtslosen Egoismus.

Das Pendeln zwischen diesen Extremen ist ein wichtiger Hinweis, dass die Theorie des Liberalismus auf ziemlich wackeligen Beinen steht. In der Tat: wir leben in einer „liberalen“ Gesellschaft – die Existenz von Gesellschaft ist, wie noch zu zeigen sein wird, auf Liberalität angewiesen –, aber das Denken ist sehr stark von Konzepten geprägt, die eher auf das Gegenteil hinauslaufen – die liberale Rhetorik ist nur billige Fassade.

Gerade deshalb ist der Versuch Euckens von Bedeutung, einen sinnvollen Weg der Mitte auszuformulieren, in welchem der freie Wirtschaftsverkehr der Bürger und der Staat als ordnungsgebende Institution in einer sinnvollen Weise (also nicht nur durch einen flachen Mix) zu einem Ganzen verbunden sein sollte.

Ist ihm das wirklich gelungen? Oder was braucht es, um der liberalen Idee ein Fundament zu geben, das wirklich trägt? Bisher beruht das liberale Projekt eher auf Annahmen als auf einer Theorie.¹

Vernunft, Verstand und Erfahrung

Immanuel Kant hat zwischen drei Ebenen unterschieden: Vernunft, Verstand und Erfahrung.

Der orderliberalen Idee kann man eine hohe *Vernünftigkeit* zuschreiben. Dies deshalb, weil ihre Ordnung mit der Freiheit der Beteiligten verbunden

¹ “The framework that is supposed to underlie the economic functioning of our society, liberalism, ... is based on an explanation that is not justified but rather assumed.” Kirmann 2011: 1.

ist, und Freiheit die Voraussetzung für Gewissen und Verantwortung ist. Außerdem hat sich diese Idee aus guten, aber gar nicht so leicht nachvollziehbaren und noch im Einzelnen darzulegenden Gründen bewährt. Das mitteleuropäische, skandinavische und insbesondere bundesrepublikanische Modell der Nachkriegszeit war mit einem geradezu phantastischen wirtschaftlichen Aufschwung verbunden, an dem große Teile der Bevölkerung teilnahmen, was die Zustimmung zum „System“ mit sich brachte. Es herrschte innerer Frieden. Die politischen Verhältnisse waren gleichzeitig demokratisch im Sinne der Gewaltenteilung geordnet.

Dennoch ist die ordoliberalen Idee in den Hintergrund getreten und hat an akademischem Einfluss verloren. So geht es vielen „vernünftigen“ Theorien: sobald sie in die Hände von Akademikern – also von reinen Verstandesmenschen fallen – bleibt nach einer Weile nur wenig von ihnen übrig. Der Verstand ist eben oft des Prokrustes' Bett der Vernunft.

Um eine vernünftige Idee lebendig zu halten, muss sie die Gedankenkonstrukte, die sie benützt, immer wieder hinterfragen. Sie muss stets darauf bestehen: ich bin das Herz der Sache – ihr (die Gedankenkonstrukte) seid zu meinen Diensten; nur in meinem Rahmen macht ihr einen Sinn. So wäre es richtig. Oft kehrt sich das Machtverhältnis rasch um: Die Verstandeskategorien bringen vernünftige Ideen unter ihre Herrschaft und berauben sie oft ihres Sinns. Das gilt insbesondere für das Verhältnis von ordoliberalen Idee und den intellektuellen Werkzeugen, die auch ordoliberale Theoretiker in zu starker Anlehnung an den Mainstream oft unkritisch einsetzen. Viele dieser Denkwerkzeuge passen aber nicht nur nicht zur ordoliberalen Idee, sie laufen geradezu auf ihr Gegenteil hinaus.

Die Ordnungsidee steht im Konflikt mit der mechanistischen Theoriearchitektur des Mainstream.

Jeder „weiß“ oder „fühlt“, was eine Ordnung ist. Denn der Mensch steht in Lebenszusammenhängen. Und nur, weil dieser Lebenszusammenhang EXISTIERT, sind die Teile vorhanden und stehen auch in einem Zusammenhang. Der Verstand aber tut sich mit dem Ordnungs- oder Gestaltbegriff äußerst schwer. Er analysiert, zerlegt in Einzelteile. Ihm sind der Sinn und die Intelligenz des Ganzen nicht mehr zugänglich. Die Ordo-Idee aber fußt auf der Vision eines sinnstiftenden und funktionierenden Zusammenhangs.²

² „Das Wunder der freiheitlichen Marktwirtschaft ist die Selbststeuerung des Wirtschaftsprozesses Diese Selbststeuerung ist eine spontane Ordnung. Sie führt nur unter durchaus komplexen institutionellen Bedingungen zu einem befriedigenden Ergebnis. Das kann oder will man oft nicht verstehen, obwohl oder gerade weil es jedermann täglich vor Augen steht, der unter den Bedingungen einer solchen Ordnung lebt.“ (Willgerodt 2009)

Abgesehen davon geht es der Ordo-Idee um eine ganz andere Fragestellung als dem Mainstream. Der *Mainstream* steht ganz in der Tradition kausal-mechanistischer Theorien. Er möchte gerne die Beziehungen zwischen bestehenden ökonomischen Größen erklären. Dazu benötigt er den Begriff des Gleichgewichts oder Optimums, welches sich nur für gegebene Größen (Daten) ableiten lässt. Dem *Ordoliberalismus* geht es aber eher um *die Bedingungen der Möglichkeit einer Wirtschaft*. Dieses Anliegen geht parallel zu dem Kants. Genauso, wie Kant nach der Möglichkeit des Entstehens von Erkenntnis fragt, müssten Ökonomen sich Gedanken nach der Möglichkeit des Entstehens von Wirtschaft machen.

Instrumenteller Rationalismus – gesellschaftstheoretische Blindheit

Das Thema Wirtschaft oder Wirtschaften ist aus der Perspektive des einzelwirtschaftlichen Subjekts trivial: die Notwendigkeit seines Wirtschaftens ergibt sich aus seiner individuellen Knappheitserfahrung. Sie ist unter gewissen Voraussetzungen einer Optimierung zugänglich, welche zu einer effizienten Allokation und einem entsprechenden Vektor von Schattenpreisen führt. Aber *Wirtschaft als System* lässt sich nicht optimieren. Die Wirtschaftstheorie geht über diesen Tatbestand hinweg, indem sie die Aufgabe der Allokation einem gesamtgesellschaftlichen Auktionator überträgt und die Gesellschaft damit als Subjekt setzt. *Sie eliminiert damit Gesellschaft*, genauer gesagt, den gesellschaftlichen Binnenraum, und geht – man lasse sich nicht von ihrer liberalen Rhetorik täuschen – von einer *kommunistischen Fiktion* aus. Sie muss konsequenterweise auch vollkommene Information für dieses hypostasierte Subjekt unterstellen.

Gerne weisen Ökonomen darauf hin, dass ein Preissystem den Informationsbedarf erheblich reduziert. Dies gilt aber nur für den Fall, dass sich die Wirtschaft bereits im Gleichgewicht befindet, wobei aber die Theorie nicht anzu-geben weiß, wie die Wirtschaft zum Gleichgewicht kommen kann. (Kirman 2011) Dieses wird schlicht unterstellt. Damit überträgt die Theorie ihr solipsistisches Modell auf die Wirtschaft als Ganzes. Mit anderen Worten: sie modelliert Wirtschaft als „logic of choice“. Sie setzt Wirtschaft voraus, ohne dass sie sich vorher über die *Bedingungen der Möglichkeit von Wirtschaft* Gedanken gemacht hat.

Homo oeconomicus ist die theoretische Figur eines Einzelsubjekts, das souverän über Ressourcen verfügt und diese optimal zu allozieren versucht. Eine Wirtschaft hingegen ist ein System menschlicher Beziehungen, in welchen Informationen (lokal!) entstehen, über welche Ressourcen alloziert werden. Diesen Umweg überspringt der Mainstream,

indem er die theoretische Figur des homo oeconomicus direkt auf die Gesellschaft überträgt. Daran aber scheitert er.³

Die instrumentelle Rationalität (Effizienz) ist die Norm, aus der die Ökonomik die Tatbestände des wirtschaftlichen Lebens betrachtet. Sie interpretiert die Welt unter diesem normativen „Aspekt“ und versucht, sie eben in diesem Sinne zu gestalten.

Der herrschende ökonomische Instrumentalismus bzw. der rationale Konstruktivismus (Hayek 1975) macht den Ökonomen der „Gesellschaft“ gegenüber blind. Er sieht nicht deren Gestalt und weiß daher auch nicht zu sagen, wie sie zu gestalten ist.

Die Ökonomik muss ihre gesellschaftstheoretische Blindheit daher durch ideologische Positionen ersetzen bzw. zudecken. Ihren versteckten Zentralismus kompensiert sie durch eine übertriebene liberale Rhetorik.⁴

Auf der Basis des Konzepts instrumenteller Rationalität, welches Gesellschaft eliminiert, lässt sich keine System- und schon gar keine Ordnungsdebatte führen.

³ Robbins, von dem die bekannte Definition von Ökonomik als Wissenschaft der optimalen Allokation knapper Ressourcen stammt, räumt zwar ein, dass die tatsächliche Aufmerksamkeit der Ökonomen auf die Welt des Kommerzes, also auf Komplikationen der „Exchange Economy“ gerichtet sei, und dass sich die Entwicklung des ökonomischen Instrumentariums für die Analyse der Crusoe'schen Ökonomie oder für die Untersuchung einer autarken kommunistischen Gesellschaft kaum gelohnt haben würde. (1935: 18) Aber Robbins ist der festen Überzeugung, dass die Welt Crusoes (also des isolierten Subjekts, des homo oeconomicus) der Ökonomik den Schlüssel für die Analyse entwickelter Wirtschaften liefere – und zwar aus zwei Gründen:

„In the first place, it is clear that behaviour outside the exchange economy is conditioned by the same limitation of means in relation to ends as behaviour within the economy, and is capable of being subsumed under the same fundamental categories. The generalizations of the theory of value are as applicable to the behaviour of isolated man or the executive authority of a communist society, as to the behaviour of man in an exchange economy – even if they are not so illuminating in such contexts. The exchange relationship is a technical incident, a technical incident indeed which gives rise to nearly all the interesting complications, but still, for all that, subsidiary to the main fact of scarcity.“ „In the second place, it is clear that the phenomena of the exchange economy itself can only be explained by going behind such relationships and invoking the operation of those laws of choice which are best seen when contemplating the behaviour of the isolated individual.“ (ib. S. 19-20)

⁴ Dazu gehören die Begriffe Freiheit, Wettbewerb und dergleichen. In den Modellen kommen sie nicht vor. Sie werden in die Modelle nur hineingeheimnist.

Gesellschaft und ihre Ordnung

Das Wort „Handeln“ leitet sich von „Hand“ ab. Die Hand ist ein Instrument; Handeln daher instrumental. Als instrumentell Handelnde stehen Subjekte Objekten gegenüber, wobei andere Subjekte, ja das eigene Selbst, ebenfalls Objektcharakter annehmen können. Daher wird üblicherweise unter Handeln der Umgang des Einzelnen mit seiner natürlichen und gesellschaftlichen Umgebung verstanden. Aber wenn wir Gesellschaften, also deren „Binnenstruktur“ verstehen wollen, müssen wir den Blick um das *Systemische* erweitern: auf das „Miteinander-in-Beziehung-Treten“, also auf Interaktionen und Kommunikationen. Nicht das Individuum, sondern jene müssen im Fokus einer Theorie der Gesellschaft und von systemischer Rationalität stehen. Dies deshalb, weil sich die Vitalität von Gesellschaften, ihre Resilienz und damit ihre „Vernünftigkeit“ nicht auf das Individuum zurückführen lässt.

Der Übergang vom Konzept des handelnden „economic man“ zu einer Theorie der Gesellschaft erfordert jedoch eine ganz neue Theoriearchitektur. Allen Beteuerungen von Ökonomen zum Trotz gibt es keinen direkten Weg von einer Ökonomik Robinson Crusoes zu einer Theorie der Wirtschaftsgesellschaft. Man muss sich entscheiden: betreibt man bloß Ökonomik des (isolierten) Subjekts oder Ökonomik der Gesellschaft (als Beziehung von Subjekten).⁵ Entscheidet man sich für Ersteres, scheitert man am Letzerem. Freilich kommt, umgekehrt, eine systemisch orientierte ökonomische Theorie nicht ohne die Annahme rationaler Subjekte aus. Sie muss diese Annahme „mitnehmen“ und sie in ihrem (systemischen) Rahmen zur Entfaltung kommen lassen. Dabei muss sie zeigen können, dass das System dem Subjekt die geeigneten Mittel zur Verwirklichung seiner (rational-ökonomischen) Intentionen zur Verfügung stellt. Ein isoliert wirtschaftendes Subjekt will vielleicht, kann aber gar nicht wirklich rational handeln. Denn es hat nur über sehr wenige Optionen, kann sie gar nicht effektiv gegeneinander abwägen, vor allem aber fehlen ihm die raschen Zugriffsmöglichkeiten, die für das moderne Subjekt typisch sind, weil es über Geld verfügt. Dieses stellt ihm erst das „System“ zur Verfügung. Rationales Handeln ist *wirklich* erst in einer „Verkehrswirtschaft“ möglich.

Gesellschaft – was ist das?

Was ist denn Gesellschaft? Um sich diesem schwierigen Begriff zu nähern – einen Überblick über Definitionen und Konzepte liefert Ritsert (1988) – empfiehlt es sich von der Arbeitshypothese der Unwahrscheinlichkeit von Gesellschaft auszugehen, d.h. *die Bedingungen der Möglichkeit ihrer*

⁵ “If we take an isolated individual as the foundation of economic modeling, we cannot take two individuals trading as the foundation.” (Levy, 1999, S. 730)

Entstehung zu klären. Man kann Gesellschaft dann als ihr Zustandekommen – als Prozess der Vergesellschaftung oder ihrer Synthesis – rekonstruieren.

Nun, wie kann Gesellschaft zustande kommen? Indem sich Individuen zueinander – über Kommunikationen – ins Verhältnis setzen. Denn es gibt niemanden, der das für die Beteiligten tut. Sie müssen es selbst, also *freiwillig* tun. Und sie tun es nur, wenn sie einen Vorteil daraus ziehen können, der die Erschwernisse, die ihnen dabei entgegenstehen, überwiegt.⁶ Diese nahe-liegende Überlegung führt uns direkt zu Tausch und Geld – Kategorien also, die in der Wirtschaftstheorie nicht nur unterbelichtet sind, sondern systematisch verdrängt wurden.⁷

Gesellschaft kommt nur durch Akte der Verknüpfung zustande, durch welche sich die Beteiligten (im Vergleich zu anderen Gelegenheiten) besserstellen können.⁸

Das *Tauschen* ist natürlich nicht die einzige Form, über die sich Gesellschaft bildet. Aber er ist *der* Kommunikationstypus, der den „materiellen“ Zusammenhang der modernen Gesellschaft trägt. Über ihn versorgen sich die Menschen oder die von ihnen gebildeten Organisationen wechselseitig. Er bildet ein System der „Synthesis“, welches die Beteiligten veranlasst, sich auf das Risiko einer Arbeitsteilung einzulassen. Ein funktionierender Tauschkonnex geht also der Arbeitsteilung voraus.

Exchange und Pooling

Allerdings, und das muss gleich hinzugefügt werden, findet die ökonomische Vergesellschaftung nicht ausschließlich über freiwilligen „EXCHANGE“ statt. Dem Tausch als Hauptform der (ökonomischen) Vergesellschaftung steht das „POOLING“ zur Seite. Pooling heißt: „gemeinschaftlich“ oder „zentral“ einsammeln und verteilen. Pooling ist die archaische Form der „Allokation von Ressourcen“, die seit jeher das Leben in Familien, Sippen, kleinen Gemeinschaften und Organisationen aller Art bestimmt, aber auch von modernen Unternehmen und Staatswesen extensiv betrieben wird. Letztere konfiszieren und verteilen um, besteuern und bestreiten damit die öffentlichen Ausgaben. POOLING ist Form der Gesellschaftsbildung *von oben her* – setzt also eine bereits existierende gemeinschaftliche Einrichtung voraus.

⁶ Etwa durch die Bedingung der „doppelten Kontingenz“ (Luhmann 1984)

⁷ Die Schwierigkeit der Ökonomik, die Theorie einer liberalen Gesellschaft zu begründen, liegt an der systematischen Ausgrenzung von Tausch und Geld aus ihrer Theorie, d.h. an ihrem Instrumentalismus. (Dazu Dietz 2016)

⁸ Es geht also stets um Beides: Um das Sich-Besser-Stellen-Wollen – diesen Aspekt bilden wir in der Vertikalen ab –, und um das Sich-Verknüpfen – diesen Aspekt bilden wir in der Horizontalen ab.

Früher fand EXCHANGE vor allem zwischen den bestehenden, meist durch verwandtschaftliche Beziehungen zusammengehaltenen Gemeinschaften zur Ergänzung ihrer Selbstversorgung statt. Inzwischen ist EXCHANGE längst zum tragenden Prinzip moderner Gesellschaften geworden, auf das sich Organisationen, seien es Unternehmen, sei es der Staat, einstellen müssen. Dennoch ist EXCHANGE auf den Staat und sein POOLING angewiesen. Denn Tauschen ist nur eine flüchtige Operation. Von alleine, ohne staatlichen Schutz, Stütze und Gestaltung (etwa durch das Rechtswesen) könnte die Tauschkommunikation also nie die hinreichende Dichte und Selbstverständlichkeit erlangen, die für eine arbeitsteilig funktionierende Gesellschaft erforderlich ist.

Der Unterschied zwischen beiden Formen ist auch folgender: POOLING hat stets *Zwangsscharakter*, selbst bei demokratischer Legitimierung. Es zielt im Prinzip auf alle Personen, die einer Gebietskörperschaft zwangsweise unterstellt sind, aber eben nur auf diesen Personenkreis. Hingegen beruht EXCHANGE immer auf *Freiwilligkeit* der beteiligten Subjekte.

Während der Geltungsbereich des POOLING zwar meist für alle zutrifft, aber an der geographischen Grenze der Gebietskörperschaften endet, nehmen am Tausch nur je zwei Subjekte teil, wobei aber diese Subjekte verschiedenen Gebietskörperschaften (Staaten) angehören können. Der Tausch überwindet Grenzen und ist das Prinzip, durch welches sich Großgesellschaften und schließlich die Weltgesellschaft bilden.

Das Tauschprinzip trägt sogar so effektiv zum Reichtum in Großgesellschaften bei, dass sich diese ein großzügiges Pooling leisten. Heute eignen sich Staatsbürokratien bis zu 50% des in der Gesellschaft erzeugten Sozialprodukts an und verteilen es um. Die individualistische Moderne ist daher viel „sozialistischer“ als alle gemeinschaftlichen Gebilde der Vergangenheit, denen Neoromantiker gerne nachträumen.

Die Bürgergesellschaft bildet sich folglich aus zwei grundverschiedenen, sich einander aber ergänzenden Formen der Kommunikation: Exchange und Pooling. Die Bürgergesellschaft verknüpft sich über Exchange (privatwirtschaftliche Verträge). Exchange ist der basale (bürgerliche) Vorgang, Geld sein generalisiertes Medium. Gleichzeitig aber muss der über Pooling operierende Souverän gestaltend tätig werden.

Die Bürgergesellschaft ist das Beste, was die Menschheit bisher als sozialen Organismus hervorgebracht hat. Wir definieren sie als Gesellschaft von prinzipiell rechtlich Gleichen, die miteinander hauptsächlich über Vertragsbeziehungen verkehren (Märkte), sich aber zugleich den Staat als Gemeinwohleinrichtung und Sicherung ihrer Fundamente eingerichtet haben. Er wurde in vielen Ländern als gewaltenteilige Demokratie organisiert.

Tausch und Geld

Nun zurück zum Tausch. Ähnlich einer Zelle ist der Tausch ein Element, aus dem sehr komplexe Gebilde emergieren (können).

1. Subjekte verknüpfen sich wechselseitig – hierdurch bildet sich Gesellschaft.
2. Durch ihr Geben und Nehmen versorgen sie sich wechselseitig – eine essentielle ökonomische Leistung.
3. Zugleich erzeugt der Tausch Informationen und Erkenntnisse, ohne welche Wirtschaft nicht bestehen könnte. Die Existenz von Wirtschaft hängt also an den Informationen, die aus seinem basalen Vorgang, dem Tausch, hervorgehen. Der Tausch ist also die Bedingung der Wirtschaft als realem „Objekt“.

Die Gesellschaftsbildung und damit die Herausbildung einer Wirtschaft ist freilich nur mit Hilfe des Mediums Geld möglich. Denn beim Sich-wechselseitig-Versorgen stoßen die Beteiligten auf das Problem, dass der *Leistungs- bzw. Materialfluss* in aller Regel nur in eine Richtung geht. A liefert an B, weil B etwas von A braucht. (Man kann für A und B auch Organisationen oder Gruppen einsetzen.) Nur selten braucht A auch gleichzeitig etwas von B. Zugleich aber wollen und müssen die Gebenden nehmen, wie auch die Nehmenden geben möchten. Beide, sofern sie gleichgestellte Erwachsene sind, wollen oder müssen also ausgleichen. Das ist ein menschliches Urgesetz, das schon Aristoteles faszinierte.

Der materiale Nexus, der in der Regel unidirektional und sequentiell verläuft, und die Logik des sozioökonomischen Ausgleichens können aber nur durch GELD zur Deckung gebracht werden. Denn Geld erhöht die Chance des Eintretens der Bedingungen der Gleichzeitigkeit um ein kaum abschätzbares Vielfaches. Daher kann erst mit Geld der Materialfluss in Gang kommen. Dann erst hat der Tausch die Chance, zur tragenden Operation der Gesellschaft aufzusteigen.

Durch die Hingabe einer Sache gegen Geld erhält nämlich der eine, das, was er ganz speziell braucht – die Ware oder Dienstleistung –, der andere, was er allgemein braucht – abstrakte Kaufkraft. (Simmel 1900: 307) Ist Geld, aus welchen Gründen auch immer, nicht etabliert, können sich keine (Groß-)Gesellschaften bilden – es bleibt bei kleinen Gruppen, denen sich ihre Mitglieder mit Haut und Haar ausliefern und sich in reziproken Beziehungen verstricken. Eine Alternative zum sofortigen Ausgleich besteht darin, dass man sich verschuldet. Aber auch dafür gibt es Grenzen. (Dietz 2016: 35f; Abschnitt 2.8)

Das Tauschen (Kauf und Verkauf) bleibt allerdings eine riskante und daher kostspielige Operation. Die Teilnehmer gehen dennoch auf sie ein, weil sie ohne diese Operation – als Selbstversorger – wesentlich schlechter gestellt

wären. Auf Arbeitsteilung lassen sie sich nur in der Annahme ein, dass der Prozess der gesellschaftlichen Synthesis verlässlich funktioniert. Dies scheint heute so selbstverständlich zu sein, dass man von Gesellschaft als gleichsam vorhandenem „Körper“ ausgeht. Aber dieser „Körper“ existiert nur, weil die Verknüpfungen milliardenfach und laufend stattfinden. Würden sie aufhören, würde es keine Gesellschaft geben.

Der Tausch ist eine spontane (d.h. von keiner Zentrale verordnete), die Gesellschaft „von unten“ bildende Operation. Das Geld ihr unentbehrliches Medium.

Spontane Ordnung

Wir sehen also in der Wirtschaft ein emergentes Gebilde. Etliche Theoretiker, darunter Mises, Hayek, Buchanan usw., sprechen von einer spontanen Ordnung. Vielleicht ist es aber besser, von einer (emergenten) Gestalt zu sprechen, die einer Gestaltung bedarf.

Was alle diese Theoretiker kennzeichnet, ist der Umstand, dass sie versäumten, explizit herauszustellen, dass sich diese Ordnung nur über die Operation des Tausches und über dessen Medium Geld von unten her aufbauen kann. Der einzige Denker, der das Thema der Gesellschaft als einer spontanen Ordnung so bewältigte, ist Georg Simmel in seiner „Philosophie des Geldes“ (1900).⁹

Selbst- und Fremdbezüglichkeit

Um in Kontakt miteinander treten zu können, müssen die Subjekte ein Bewusstsein ihrer selbst haben. D.h. sie müssen in der Lage sein, sich selbst – ihre Bedürfnisse, ihre Handlungen, ihr Denken, ihre Normen – zu beobachten und zu beurteilen. Zugleich bildet sich aber das Bewusstsein von sich selbst nur im Beziehungsgefüge. ICH bin ICH, weil es ein DU gibt, vice versa; ICH beobachte den ANDEREN, der ANDERE MICH, wie ICH mich auch durch ANDERE beobachtet weiß. Wir kennen diese Reflexionsschemata z.B. aus

⁹ Während der Philosoph Simmel Tausch (als Operation gesellschaftlicher Verknüpfung) und Geld (als dessen Medium) in das Zentrum seiner Analyse stellt, und die Wirtschaftsgesellschaft samt dem modernen, rationalen Individuum aus diesen Kategorien entwickelt, betont Ludwig von Mises – in seinem Kern Neoklassiker durch und durch – dass der Fortschritt der Ökonomik, an dessen Spitze er sich wähnte, darin bestanden hätte, von Geld und von Tausch zu abstrahieren. (Mises 1931) Diese wesentliche und nicht überbrückbare Differenz wurde völlig übersehen. Selbst Simmel-Kenner stempelten Simmel als Anhänger der Menger'schen Wertlehre ab. (Frisby 1990) – Marx ist der einzige Ökonom, der sich mit Tausch und Geld (=Wertformen) eingehend befasste, allerdings nur, um sie als Keimzelle des Kapital zu „entlarven“ und eine Gesellschaft einzufordern, in welcher Kapital, Geld und auch Tausch überflüssig sein würde. Dazu näher Dietz 2016, Abschnitt 4.1.

der Kinderpsychologie Piagets. Im Erwachsenenalter setzt sich die dialogische Reflexion und Welterzeugung im Geben und Nehmen fort: Meine Leistung ist das wert, was der andere dafür zahlt. Weiters: im Tausch erkennen sich die beteiligten Subjekte wechselseitig als Eigentümer an. Die Co-Generation von ICH und DU, die schon im frühen Kindesalter beginnt, begleitet Erwachsene ihr ganzes Leben und macht sie zu reifen Bürgern.

Passen die Bedingungen, auch mit Rücksicht auf Gelegenheiten, die Dritte anbieten, kann es zu einer Tauschvereinbarung kommen: Partner A verspricht x Güter vom Typ „A“ an B zu liefern, während dieser gleichzeitig zusagt, y Güter „B“ an A zu übertragen.¹⁰

Man kann das so schreiben:

$$x \text{ Güter „A“} \equiv y \text{ Güter „B“}$$

Das Symbol „ \equiv “ soll ausdrücken, dass es sich um einen **Akt der Gleichsetzung** handelt.¹¹ Das gegeneinander Auszutauschende wird einander gleichgesetzt. Die Leistung von A wird durch die Gegenleistung von B „beantwortet“.

Marx schreibt völlig richtig: der Wert einer Ware wird in der Menge einer anderen ausgedrückt. Nur durch dieses Gegenüberstellen im Tauschakt erhält das subjektive Begehren von B einen – ersten – objektiven Halt. Das *Gleichsetzen* ist eine ungeheure Kulturleistung.¹²

Tausch ist ein Akt der Gleichsetzung. Ungleiches wird gleichgesetzt.

¹⁰ Der Tausch ist eine Vereinbarung in einem *Zeitpunkt*, die wechselseitige Verpflichtungen auslöst, deren Exekution meist *Zeit* und oft auch komplizierte juristische Konstrukte erfordert.

¹¹ Die Ökonomik geht stets von existierenden Gleichheiten aus. Gleichgewichtstheorien werden durch Gleichungen ausgedrückt. Das mathematische Symbol ist „ $=$ “. Die Klassik geht von der Gleichheit der (Arbeits-)Werte, die Neoklassik von der Gleichheit der Grenzkosten der Substitution aus. Daraus wird dann auch ein sog. „Tauschgleichgewicht“ abgeleitet. Aber das hat mit dem Tausch als sozialem Gleichsetzungsakt – das entsprechende Symbol ist „ \equiv “, auf die mein systemischer Ansatz abzielt, NICHTS zu tun.

¹² Die „bürgerliche“ Ökonomik abstrahiert vom Tausch als Akt der *Gleichsetzung* und ersetzt ihn durch eine Gleichgewichtsökonomik, die sie durch Gleichungen ausdrückt. Marx übernimmt diese instrumentalistische Logik und zieht daraus die irrwitzige politische Konsequenz: den Tausch zugunsten eines Zustands beseitigen zu wollen, in welchem „die“ Gesellschaft für ihre Mitglieder gleich alles zum Besten regelt. Aus der „Höhe“ dieser „kommunistischen Fiktion“ denunziert Marx den Tauschakt als bloß bürgerliche Vergesellschaftungsform, die einst zu überwinden sein wird. Davon muss man sich frei machen und sehen: Dieser Akt ist der Urakt menschlich-ziviler Wirtschaft. Dass er auch mit einer gewissen Entfremdung zu tun hat, sei unbestritten. Die Menschen fahren im allgemeinen aber gut damit. Die „Linke“ hat sich dazu entschlossen, den Tausch zu einer humanen Tragödie hochzustilisieren. Das aber ist die Tragik der Linken, nicht der Gesellschaft.

Geld – die Essenz der modernen Gesellschaft

Wird gegen Geld getauscht, lässt sich das *Gleichsetzen* folgendermaßen beschreiben:

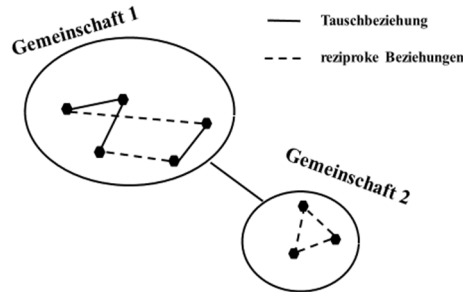
$$x \text{ Güter „A“} \equiv y \text{ Geldeinheiten (des „B“)}$$

Wie schon beim Naturaltausch findet auch hier eine *Gleichsetzung* statt. Aber Geld macht einen wesentlichen Unterschied. Denn

- im Akt „Ware gegen Geld“ werden Waren immer mit etwas stets qualitativ Gleichem gleichgesetzt. Dieses in fast allen Tauschakten Gleiche ist oder gilt als Geld.
- Daher wird der Wert von Gütern immer in der gleichen „Ware“ dargestellt.
- Da alle Teilnehmer dieses Gleiche – Geld – erwerben wollen, kann jeder Teilnehmer über die Weggabe von Geld (=Zahlen) Waren (leicht) erwerben. Geld erhöht die Zugriffsgeschwindigkeit auf Güter um Potenzen.
- Alle Leistungen werden in der gleichen Einheit bewertet; man kann daher plötzlich nicht nur Nutzen gegeneinander abwägen, sondern in einheitlichen Größen vergleichen. Für Unternehmer und Händler werden Aufwand und Ertrag in Geldeinheiten direkt vergleichbar.
- Jeder, der Geld hat, kann sofort ausgleichen. Durch das Ausgleichen kommt der Wirtschaftsverkehr in Bewegung. Denn Ausgleichen entlastet, Nichtausgleich führt zu Forderungen/Schulden und belastet. Als allgemeinstes Werkzeug (Simmel 1900: 206ff) setzt Geld den Leistungsstrom in Gang.
- Weil Geld die zentrale Ware ist, werden alle Güter zu Waren. Und nur weil Güter Waren sind, werden sie (für andere) produziert. Bevor es Geld gab, gibt es nur wenige Güter. Mit Geld gibt es viele Güter.
- Geld macht frei. Man muss nicht von dem, dem man verkauft, auch kaufen (wie beim Naturaltausch). Geld macht es möglich, seinen persönlichen Verpflichtungen durch Geldzahlungen aus beliebigen Quellen nachzukommen.
- Geld trägt auch die Entscheidungsreihen durch die *Zeit*. Man nimmt Geld schließlich nur in Hinblick auf seine weitere Verwendbarkeit. Der dadurch bedingte kontinuierliche Fluss an wechselseitiger Versorgung ermöglicht die „Objekt Konstanz“¹³ der „Gesellschaft“.
- Indem Geld zur zentralen Ware aufsteigt, die gegen alle anderen Waren relativ leicht eintauschbar ist, kommen alle Warenbesitzer und alle

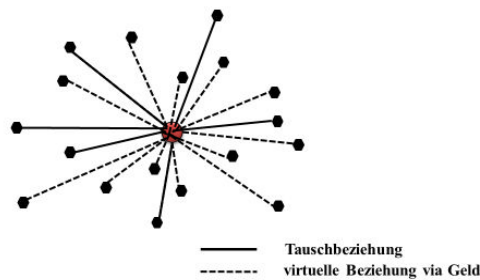
¹³ Objekt Konstanz ist ein Begriff aus der Psychologie. Es bezeichnet z.B. die Leistung eines Kleinkindes, sich der mütterlichen Zuwendung sicher zu sein, auch wenn die Mutter im Moment abwesend ist.

Waren in eine zumindest virtuelle Beziehung zueinander. Nur Geld – keine andere „Instanz“ oder „Institution“ kann die Kohärenz der Wirtschaft erzeugen.



Gemeinschaft

Verknüpfungen sind mühsam und immer mit Schuld behaftet. Es bilden sich daher nur kleine Cluster.

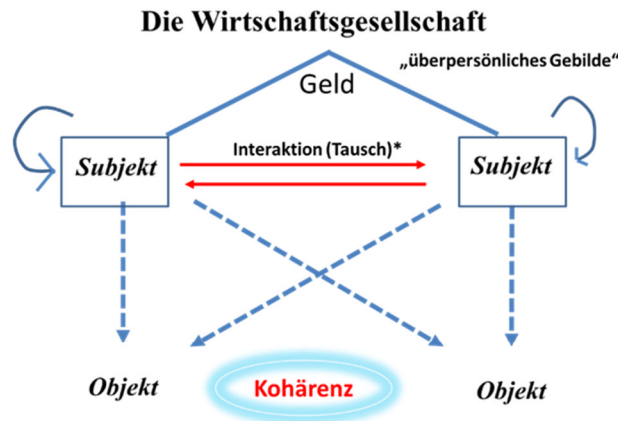


Gesellschaft

Da jeder mit Geld in Verbindung ist, ist jeder mit jedem, jedes mit jedem verbindbar.

- Geld entkoppelt, aber es verkoppelt auch. Daher ist Geld Voraussetzung sowohl der Autonomie der Subjekte als auch deren Vergesellschaftung. Geld ermöglicht die Gleichzeitigkeit und sogar gegenseitige Bedingtheit von individueller Freiheit (Autonomie) und wechselseitiger (wirtschaftlicher) Abhängigkeit.
- Geld verändert daher mit einem Schlag die soziale Struktur der Gemeinschaft/Gesellschaft: Die Bindungskraft von Gemeinschaften wird schwächer; Groß-Gesellschaften bilden sich (siehe Grafiken). Vor der Verwendung von Geld kann es nur kleinere Gemeinschaften (max. 100 bis 150 Personen) oder durch Zwang zusammengehaltene, daher dem Untergang geweihte, größere Gesellschaften geben.
- Aus funktionaler Sicht neigen Gesellschaften daher immer freie Gesellschaften zu sein – eine gute Botschaft für Liberale. Eine freie Gesellschaft ohne Geld kann es nicht geben.

Geld ist der zu einem eigenen Körper aufgewachsene *Ausdruck der Wechselbeziehungen* der Menschen – in Simmels Worten: *die Verkörperung der Tauschrelation*.¹⁴ Geld erleichtert den Tausch, ja zwingt sogar zum Tausch.



Wirtschaft als sozial-sachlicher Zusammenhang

Die Abbildung soll verdeutlichen, dass sich die „Ordnung der Dinge“ nur über eine gewisse „Ordnung der Menschen“, d.h. über Ware-Geld-Beziehungen vollziehen kann. Der Mainstream konstruiert eine Ordnung der Dinge über Optimalitätsvorstellungen. Wie man aber zum Optimum kommt, bleibt außer Betracht. Marktverhältnisse werden nachträglich hineinprojiziert.

Geld verändert also „alles“.

Geld ist Funktion – der Geldstoff ist sekundär

Der Geldstoff, den das Tauschen wählt, ist im Vergleich zu seiner (sozialen) Funktion – dem Ausgleichen im Tausch – sekundär. Die Geldstoffe entwickeln sich mit der „Zahlungstechnologie“. Diese haben sich im Laufe der Geschichte verändert. Die treibende Kraft dabei ist der Wunsch nach „bequemen“ und „sicheren“ Zahlungsmethoden. Bisher hat noch kein Geldstoff dieser Funktion ideal entsprochen. Mit dieser Funktion sind verschiedene Bedürfnisse verbunden (Sicherheit, Wirtschaftlichkeit, Geschwindigkeit, Anonymität, usw.) Nicht alle Desiderate lassen sich durch den gleichen Geldstoff gleichermaßen befriedigen. Dass der *Geldstoff* der Funktion des Zahlens angemessen sein soll, liegt auf der Hand. Gold oder Silber wurden als Geldstoff nur gewählt, weil die physischen Eigenschaften dieser Metalle einigermaßen der Funktionen sprechen, die das „Zahlen“ verlangt.

¹⁴ Genau gegen das zielt die Kritik von Marx. Das aber ist die Voraussetzung der Zivilisation. Ohne ein gewisses Maß an Entfremdung (=Vergegenständlichung/Objektivierung, Gegenständlichkeit) gibt es keine Gesellschaft, keine Humanität, keine Entwicklung.

Die Münzprägung war ein großer Schritt zu bequemerem Zahlen. Sie sicherte einigermaßen, dass der Wert, der drauf stand, auch drin war. Man konnte mit einer Ware zahlen, ohne sie näher zu überprüfen. Aber das Zahlen mit Materialien, die selbst wertvoll sind, ist über weite Distanzen umständlich. Außerdem kostet ihre Herstellung etwas. Alles das beschränkt den Wirtschaftsverkehr. Der logische Schritt bestand darin, werthaltige Geldwaren durch wertlose und leicht transportierbare zu ersetzen. So kam es nach vielen Zwischenschritten zur Entwicklung von Papierwährungen und schließlich zu elektronischen Geldstoffen (ebenfalls in verschiedenen Formen). Diese können durch „Fiat“, d.h. aus dem Nichts und im Prinzip ohne Kosten geschaffen werden.

Mit dem Übergang zu Fiatwährungen machten die Menschen einen neuen, großen Schritt. Der diesem entsprechende ordnungspolitische Schritt steht aber noch aus (dazu S. 22f).

Geld und Objektivität

Die weitverbreitete Vorstellung, dass Geld den Wert von Gütern objektiv messe, liegt wahrscheinlich daran, dass man davon ausgeht, die Güter hätten einen objektiven Wert, und die praktischste Einheit, um diesen Wert auszudrücken, sei Geld. Diese Vorstellung ist falsch, weil Güter keinen objektiven, für einen gesamten Wirtschaftskreis gültigen Wert haben können. Dies nicht nur deshalb, weil der Wert einen subjektiven Ursprung hat und daher oft schwankenden Launen unterworfen ist. Sondern deshalb, weil es für die Gesellschaft als Ganzes kein objektiv gegebenes, von irgendwelchen Kräften jenseits von Tauschprozessen determiniertes Wertverhältnis der Güter geben kann. Eine solche Vorstellung hat Adam Smith mit seinem Beispiel für Reh und Biber zwar in die Welt gesetzt, und sie wurde durch die gesamte Ökonomik in verschiedenen Theorievarianten reproduziert, aber sie war grundfalsch.

Objektive Werte im Sinne der klassischen oder neoklassischen Theorie gibt es nicht und kann es nicht geben. Gäbe es sie, wäre die zentrale Planung die rationalste Organisationsform. An diesen Grundtatsachen geht der Mainstream seit Adam Smith schlicht vorbei.

Was es aber unter günstigen Bedingungen gibt, ist eine zunehmende *Objektivierung* der Preise im sozialen Mit- und -gegeneinander des Tausches. Wenn Konkurrenz eine Funktion hat, dann diese: zur Versachlichung der subjektiven Wertschätzungen im Mit- und Gegeneinander des Tausches beizutragen.

Daher sind Geldpreise auch keine *objektiven* (durch die Datenlage determinierten) Preise. Sie sind Resultate bilateraler *Gleichsetzungsakte*, von denen jeder einzelne einen Geldpreis erzeugt. Man kann sich die Geldpreise bei einer Ware als großen Schwarm vorstellen, der sich infolge der Konkurrenz

der Teilnehmer (der Anbieter bzw. der Nachfrager untereinander) *in Richtung* auf einen Preis verdichtet, den es aber nicht geben kann. Das ist mit Objektivierung gemeint.¹⁵

Geld kann also gar keine Werte messen.¹⁶ Ein Maß muss objektiv und vorher gegeben sein. Beim Tauschakt wird eine Warenmenge mit einem Geldbetrag nur *gleichgesetzt*. Das ist ein sozialer und kein „wissenschaftlicher“ Vorgang.

Dennoch kann man mit Preisen „rechnen“ – und zwar in einem doppelten Sinn. Man setzt Preise, die man *erwartet* – mit denen man also „rechnet“ –, in die Kosten- oder Einnahmen-„Rechnung“ ein. Dabei orientiert man sich sinnvollerweise an beobachtbaren Austauschrelationen.

Für das isoliert wirtschaftende Subjekt ergibt sich der Wert seiner Güter aus dem Spannungsverhältnis zwischen seinen Bedürfnissen und dem Widerstand, welche die Güter ihm bei der Aneignung verursachen. (Idealerweise lässt sich das durch das zweite Gossen'sche Gesetz ausdrücken.) Für die Gesellschaft aber kann sich der Wert nur im Mit- und Gegeneinander des Gütertauschs – praktisch nur den Kauf/Verkauf gegen Geld – zeigen. Einen objektiven Wert kann es nicht geben.

Daher kam immer wieder die Forderung auf, Wirtschaftswissenschaft nicht als Oikonomia, sondern als Wissenschaft von der Katallaktik, d.h. vom Tausch, zu betreiben.¹⁷

Eine „logic of choice“ ist Ökonomik des Individuums. Überträgt man dieses Konzept auf die Gesellschaft, landet man bei der Idee des Sozialismus oder einer Zentralverwaltungswirtschaft.

Tausch: Bedingung der Möglichkeit der Wirtschaft

Philosophen fordern: Erkenne die Welt. Man könnte aus diesem Satz schließen, die Welt sei etwas objektiv Vorhandenes, und dass es nur darum ginge,

¹⁵ Mit *Objektivierung* ist also ein Prozess im Sinne der Eingrenzung der Beliebigkeit subjektiver Wertzuweisungen gemeint. Der Subjektivismus wird im sozialen Prozess des Tausches (gegen Geld) „gehärtet“. Eine höhere Objektivität als diese können wir als Menschen niemals erreichen.

¹⁶ Das sieht Carl Menger auch so und kritisiert viele seiner Kollegen (1909). Dennoch taucht die Vorstellung des Geldes als Wertmaß immer wieder auf.

¹⁷ Den Vorschlag, die Ökonomik als Wissenschaft der Katallaktik zu betreiben, hat m.W. Bishop Whately (1831) eingebracht. J. St. Mill (1848) wies diesen Vorschlag als Unsinn (blunder) zurück. Während die „logic of choice“ perfekt ausgearbeitet ist, steht die Ausarbeitung einer Theorie der Katallaktik noch aus. Zum Versuch einer Grundlegung siehe Dietz 2016.

sie zu erkennen. Das Problem liegt in vielen Bereichen aber tiefer. Die Welt ist nur, weil sie sich selbst erkennt, so dass es beim Erkennen (d.h. bei der Bildung von Theorien) auch darum geht, diesen Selbstwahrnehmungsprozess als Teil der Wirklichkeit wahrzunehmen. Denn die Wirklichkeit ist ihr Sich-Selbst-Wahrnehmen.¹⁸ Das gilt auch und gerade für die Wirtschaft. Wirtschaft gibt es objektiv nur, weil sie auf dem Tausch als Form der Kommunikation beruht, über die sie sich herstellt. Dieses Sich-Herstellen hat nicht nur eine ökonomische und eine soziale, sondern auch eine erkenntnistheoretische Dimension.¹⁹ Diese deshalb, weil (nur) Tausch & Geld „gesellschaftliche“ Knappheiten sichtbar, kommunizierbar und handhabbar machen können. Ohne Tausch&Geld mag Knappheit existieren, bleibt aber im Dunkeln, ganz so, wie es ohne Sprache auch keinen klaren Gedanken gibt, und ohne Schrift nicht deren Festigkeit.

Instrumentalismus und kommunistische Fiktion

Der schwerwiegende ideologische Irrtum der Neoklassiker besteht darin, zu glauben, sie könne eine liberale Theorie der Wirtschaft begründen, weil ihre Werttheorie im Unterschied zu Marx nicht eine objektive, sondern eine subjektive Grundlage habe. Trotz aller Subjektivität ist auch die Wertlehre der Neoklassiker „objektiv“, weil sie den Wert (den Vektor der relativen Werte) aus objektiven Daten ableitet und die Wirtschaft auf diese Weise als kausal geschlossenen Mechanismus darstellt. Die „Subjektivisten“ beziehen nur die Bedürfnisse von Individuen in ihre Überlegung ein. Sobald die Bedürfnisse aber als gegeben betrachtet werden – worauf die „Subjektivisten“ bestehen –, ist das System geschlossen und völlig determiniert. Von einem Individualismus oder Subjektivismus der Neoklassik kann daher gar keine Rede sein. Denn in ihren Modellen fehlt nicht nur das Individuum, es fehlt auch die Gesellschaft. Das Individuum fehlt, weil es nur Träger seiner Bedürfnisse ist und auf einen ökonomischen Automaten reduziert wird. Die Gesellschaft fehlt, weil es in diesen Modellen keine Interaktionen, aus denen Gesellschaft „besteht“, gibt. Daher gibt es weder „Konkurrenz“ (Hayek 1968) noch Geld (Hahn 1973, Hellwig 1993). Die Gesellschaft wird, wie bereits gesagt, als Subjekt hypostasiert und durch die künstliche Figur eines Auktionators ersetzt. Damit bleibt die Theorie methodologisch auf dem Niveau der Ökonomik des isolierten Wirts stecken.

¹⁸ Ganz im Sinne von Maturana/Varela 1984, die den Lebensprozess als Prozess der Selbstwahrnehmung zu rekonstruieren versuchten.

¹⁹ Eine ökonomische Dimension, weil sich die Menschen über Tausch wechselseitig durch ihre Leistungen versorgen und jeweils besser stellen. Eine soziologische Dimension, weil sie sich über den Tausch verknüpfen – also Gesellschaft bilden – und hierbei auch das spezifische und nur in diesem Kontext erforderliche Medium Geld hervortreiben.

Auf etliche Folgen dieses Nirwana-Konstrukts habe ich an anderer Stelle aufmerksam gemacht (Dietz 2016). Hier nur diese eine: Die Marktwirtschaft wird zu einem Koordinationsmechanismus herabgestuft, der – im Prinzip wenigstens – durch einen anderen ersetzbar *erscheint*. Wer nämlich annimmt, dass es ein objektiv determiniertes und durchaus wünschenswertes effizientes Gleichgewicht gibt, für den reduziert sich der Markt auf einen unter mehreren institutionellen Vorrichtungen der Koordination von Ressourcen.²⁰ Nur so lässt sich erklären, dass Kirzner, obwohl bekennender Liberaler und Freund freier Märkte (1976: 78) schreibt:

„The exchange system embodied in the market is only one of several conceivable efficient mechanisms“²¹.

Eucken und Hensel grenzten die Wahlmöglichkeiten mehr oder minder auf zwei Idealtypen ein: auf die dezentral organisierte Markt- und die (sozialistische) Zentralverwaltungswirtschaft. Als überzeugte Liberale bevorzugten sie zwar den Markt, hielten aber die Zentralverwaltungswirtschaft für eine mögliche Option.

Diese Haltung bestimmte die Systemauseinandersetzung zwischen Ost und West, besonders auch in Deutschland. Man hielt den „Sozialismus“ für eine gangbare (wenn auch politische wenig wünschenswerte) Alternative. Ganz im Sinne des Mainstream schrieb Schumpeter (1952): „There is nothing wrong with the logic of socialism“. Man erkannte nicht, dass der (zentralistische) Sozialismus von Anfang an den Todeskeim in sich trug und nur existierte, weil er auf politischer Gewalt beruhte. Als Gorbatschow auf den Einsatz politischer Gewalt verzichtete, ging der sowjetische Sozialismus ein – bis heute weiß niemand so recht zu sagen, warum.

Diese Fehlhaltung ist direkte Folge der Reduktion der Ökonomik auf ihre instrumentalistische Basis.

Der Markt ist durch einen zentralen Plan grundsätzlich nicht ersetzbar. Zentralplanung setzt Information voraus, die aber nur *in der Gesellschaft* (aus ihren Wechselbeziehungen) entstehen kann.

²⁰ “To the extent that there exists objectively determinate and physically desirable allocations or imputations that may be evaluated by some efficiency or optimizing criterion, the market is necessarily reduced to one among several institutional devices whose operations may be compared one with another. The market becomes “an analogue computing device”, a “mechanism“, which may or may not rank better than its alternatives in terms of the objectifiable performance criteria. At this level, the distinction between the market and the centrally planned economy is purely in comparative performance.” (Buchanan 1979: 85).

²¹ Die „wissenschaftliche“ Indifferenz ist gefährlich. Um ihr entgegenzutreten, muss man an den Markt „glauben“. Dieser Glaube ist dann notwendigerweise überschießend. Die Alternative ist nicht Glauben, sondern Wissen. Dann kann man mit mehr Augenmaß vorgehen.

Den anderen Fehler: die Annahme, dass der Markt von sich und ganz automatisch das best-mögliche Ergebnis herstelle, diesen Fehler vermied die ordoliberalen Schule jedoch. Sie hielt immer eine gewisse Distanz zum Markt und forderte daher eine aktiv ordnende Hand des Staates.

Wirtschaftsgesellschaft als bedingt autopoietisches Gebilde – zum Verhältnis von Staat und Gesellschaft

Die Gestalt wächst von unten. Das Zellmaterial der Bürgergesellschaft sind Tauschakte (EXCHANGE). Die Gestaltung erfolgt von oben, und zwar auf mehreren Ebenen: dem Individuen (das ja nicht nur ein ökonomischer Automat, sondern ein moralisch-ethisches Wesen ist), den Unternehmen als Organisationen, vor allem aber dem Staat als zentralem, politischem Subjekt und Akteur. Sein wirtschaftliches Prinzip der Koordination ist das POOLING (siehe oben). Daneben stehen ihm der Rechtsapparat und eine Reihe anderer Zwangsmittel zur Durchsetzung des Gemeinwohlwillens zur Verfügung. Nur bei der Willensbildung sind demokratische Prozesse (also ein Prozess von unten nach oben) vorgesehen.

Das Verhältnis von Staat und Wirtschaftsgesellschaft wird von Vertretern der ordoliberalen Schule zutreffend mit dem Verhältnis von Geist und Körper verglichen: Der Geist ist auf die Existenz eines von ihm mehr oder minder unabhängig existierenden Körpers angewiesen. Zwar beansprucht der Geist den Primat über den Körper, ist aber von dessen Funktionieren – also dem Funktionieren autonomer körperlicher Abläufe – abhängig. Er nimmt den Körper wahr und reagiert auf ihn, indem er etwa die Nahrungsaufnahme vernünftig regelt. Ähnlich der Staat als politischer Repräsentant der Bürgergesellschaft. Auch dieser ist auf autonom ablaufende gesellschaftliche und wirtschaftliche Prozesse angewiesen, nimmt sie wahr und reagiert auf diese in geeigneter Weise. Dabei wäre es günstig zu wissen, was diese Prozesse, d.h. die Gesellschaft „brauchen“. Das kann man nur wissen, wenn man ihre Gestalt „sieht“. (Die ordoliberale Schule ist darin in gewissem Ausmaß geübt.) Die Aufgabe der Politik ist deren Veredelung (oder Humanisierung). Man spricht mitunter auch von der Zähmung des „Kapitalismus“. Dabei muss man wissen, was er ist und wie er sich benimmt. Ein Reiter muss auch wissen, wie ein Pferd tickt. Nur dann kann er es führen. Freilich muss der Geist gelegentlich auch gegen den Körper agieren (nach Scheler ist das die Fähigkeit, die den Menschen vor dem Tier auszeichnet). Entsprechend muss sich auch der Staat gelegentlich dem „kapitalistischen Verwertungsdruck“ widersetzen und die Angelegenheiten im Sinne des Allgemeinwohls regeln.

Anders ausgedrückt: Wirtschaft ist ein (auch von Geld und nicht nur von Bedürfnissen getriebenes) Kulturgebilde, das einer Kultivierung bedarf. Im

Begriff der Kultivierung ist immer die Idee enthalten, das, was bereits angelegt ist, zu veredeln.

Ordnen = Gestalten der Gestalt

Aus der Perspektive der Modelle des Allgemeinen Gleichgewichts ist Wirtschaft ein geschlossenes System. Eingriffe (von außen) müssen logischerweise als unerwünscht erscheinen. Dieser Theorie zufolge ergeben sich Einkommen aus dem Wert des Grenzprodukts, Profite werden durch den Konkurrenzkampf eliminiert. Und der Umgang mit der Natur sollte über erwartete Preissteigerungen bei besonders knappen Ressourcen ebenfalls rational erfolgen. Warum also in den Markt intervenieren? Den Marktkräften wird die Fähigkeit zugeschrieben, Gleichgewichte oder Optima wie von selbst zu realisieren. Dazu müsste die Konkurrenz und die Information vollkommen sein – erstere gibt es in diesen Modellen nicht, letztere wird schlicht angenommen.

Dieser „Glaube“ führte zur Ansicht, man könne bei der Analyse von Wirtschaft von Tausch und Geld abstrahieren.²² Anstatt also die Formen, durch die sich Wirtschaft bildet, ernst zu nehmen, unterstellt man dem Tauschgeschehen (sprich Märkte), abstrakte Maßstäbe instrumenteller Rationalität zu realisieren, Maßstäbe, die wenn überhaupt, nur auf den „isolierten Wirt“ zutreffen können. Diese Kriterien gehen an der Wirklichkeit der Wirtschaft völlig vorbei. (Würde man sie konsequent anwenden, würde man letztlich zur Forderung gelangen müssen, den Markt zu beseitigen – eine absurde Konsequenz. (Toumanoff 1984) Oder man schreckt vor dieser Forderung nur aus Furcht zurück, dass es mit dem Staat noch schlimmer käme. Dass Wirtschaft ohne Tausch gar nicht denkbar ist, oder das Tauschen die Effizienzkriterien der Wirtschaftstheorie weit übertrifft, zugleich aber hinter ihnen zurückbleibt, diese Einsicht fehlt in der Wirtschaftstheorie.

Da die Theorie von einem geschlossenen System ausgeht, können Störungen für sie nur von außen kommen, auf die sie glaubt, reagieren zu müssen.

²² Trotz seiner emotionalen Ablehnung jeden Kollektivismus ging Mises (1931) sogar so weit, den Fortschritt der Ökonomik mit der Abstraktion von Tausch und Geld zu begründen. Wie auf einer instrumentalistischen Grundlage, welche Tausch und Geld als Theorieelemente ausschließt, eine Theorie einer liberalen Gesellschaft begründet werden soll, ist mir nach wie vor ein Rätsel. Liberalität heißt bei Mises: Subjektivität. Aber das Subjekt wird zum bürgerlichen, d.h. ziemlich freien Subjekt erst über Tausch und Geld.

Ganz zu Recht klagt Eucken, dass die Politik auf Störungen und aufkommende Aspirationen oft nur reagiere.²³

Was es braucht, ist eine Theorie der Gesellschaft: was sie ihrem Wesen nach ist, d.h. auch, aus welchen Formen sie emergiert, was diese Formen leisten und auch nicht leisten können. Nur daraus erschließt sich, was nötig ist, um diesen Prozess zu stabilisieren bzw. dorthin zu steuern, wohin man ihn haben möchte. Aber auch, was man unterlassen muss. Man kann mit Gesellschaft nicht nach Belieben verfahren.

Ordnungspolitik würde sich dann Politik als Gestaltung dieses Prozesses – als Gestaltung einer Gestalt verstehen, indem sie

- diesen Formen (etwa durch eine Privatrechtsordnung) Rückhalt gibt und damit für die Kontinuierung der Gesellschaft Sorge trägt,
- den Prozess dort ergänzt oder korrigiert, an dem er den Anforderungen nicht entspricht, die man eine Gesellschaft stellen muss oder möchte.

Ich denke, das ist ohnehin das Verständnis, welches Politik implizit von sich hat.

Ich möchte hier nur auf vier Bereiche hinweisen, durch die die bürgerliche Gesellschaft *von innen her* bedroht ist, und in denen sie sich nicht auf „Automatismen“ verlassen kann, so dass stabilisierende, korrigierende bzw. gestaltende Eingriffe erforderlich sind.

1. Stabilisierung des Koordinationsmechanismus

Tausch ist eine riskante Operation. Damit die Tauschverknüpfungen regelmäßig zustande kommen, mussten Obrigkeiten seit jeher den Wirtschaftsverkehr schützen und für dessen Kontinuität sorgen. Selbst entwickelte Märkte sind der Gefahr kumulativer Prozesse ausgesetzt. Darauf machte vor allem Keynes aufmerksam und forderte den Staat auf, die Rolle eines gesamtwirtschaftlichen Stabilisators einzunehmen. Seine Funktion als Bereitsteller von öffentlichen Gütern ist in der Literatur hinreichend erörtert, braucht hier also nicht weiter erörtert zu werden.

2. Die Einkommens- und Vermögensverteilung

Man kann sich nicht darauf verlassen, dass die autonomen Prozesse des Waren-Geld-Verkehrs zu einer einigermaßen erträglichen Einkommens- und Vermögensverteilung führen. Überlässt man das System sich selbst, scheint es zu einer ständigen Verschlimmerung der Verteilungsverhältnisse zu

²³ „Wer da meint, man könne Handelspolitik, Preispolitik, Patentpolitik, Agrarpolitik und überhaupt Wirtschaftspolitik punktuell und unter den Eindrücken des Tages treiben, irrt ... völlig.“ Eucken 1952a: 29.

führen. (Piketty 2016) Hier ist der Staat als Wächter von mehr Gerechtigkeit und als Umverteiler gefragt, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt auf Dauer zu sichern und dem Zerfall der Gesellschaft als Solidargemeinschaft vorzubeugen.

3. Die ökologische Herausforderung

Die Gesellschaft muss sich dem Konflikt zwischen ihrer morphologischen Struktur, die zu Wachstum drängt, und der Natur, die begrenzt ist, stellen. Viele Ökologen fordern, die Gesellschaft der Natur zu opfern. Das ist naiv und „ökostalinistisch“. Wir haben nur die Gesellschaft, die wir haben. Anstatt sie wie im Stalinismus ganz blind zu machen, geht es darum, dass sie ihre blinden Flecken zu erkennen lernt.

Im Umgang mit der Natur muss der Ware-Geld-Mechanismus schon deshalb versagen, weil die Natur nicht Geschäftspartner, sondern nur benutztes Objekt ist. In den (in Verträgen zwischen Wirtschaftssubjekten erzeugten) Preisen spiegelt sich weder das „Leiden“ der Natur noch deren künftige „Knappheit“, sprich: die derzeitige Übernutzung und Zerstörung ihrer Regenerationskraft und ihrer Artenvielfalt, wider. Und schon gar nicht der Nutzwert, den die natürlichen Ressourcen liefern. Preise sind Ergebnisse der Verhandlungen von Partnern. Die Natur ist kein Partner, sie ist Objekt. Ihre Leistungen bleiben unbezahlt. Dafür nur ein Beispiel: bei gegenwärtigen Energiekosten lassen sich 100 kg mit nur € 1.- fast 18.000 m (sprich: achtzehntausend Meter) hoch heben. Daher auch der Raubbau. Naturnutzung ist für uns Menschen ein „free lunch“. In den Preisen spiegeln sich nur die Aufwendungen der Anbieter, deren Profit und gelegentlich auch Marktlagen wieder. Nur ein radikaler Umbau des Steuersystems könnte hier Abhilfe schaffen: der Verzicht der Steuern auf Arbeitsleistung zugunsten hoher Steuern auf Umweltverbrauch. Was für eine Chance bietet sich da der Bürgergesellschaft! Sie könnte ihre Sozialleistungen aus Steuern auf knappe Naturressourcen finanzieren.

Die Natur ist im Verwertungsmechanismus zwar physischer „Lieferant“ und „Abnehmer“, aber kein ökonomischer „stakeholder“. Die Differenz zwischen dem „Austausch unter Menschen“ (Katallaktik) und dem „Austausch mit der Natur“ (Stoffwechsel) ist grundlegend. Würde man sie beachten, könnte man viele Konfusionen vermeiden.

4. Geldschöpfung

Die Funktion des Geldes, so haben wir festgestellt, besteht darin, sofort ausgleichen und damit Schulden begleichen bzw. abwenden zu können. Gleichgültig, was sein historischer Ursprung sein mag, es ist Zahlungsmittel. Die Rolle des Souveräns sehe ich eher in der Rolle des Geburtshelfers: die Geldeinheit festzulegen und ihren Wert zu sichern. Sobald der Souverän die Knappheit des Geldes garantieren konnte, konnte sich der Geldstoff von

wertvollen Materialien lösen, die in Transaktionen, besonders über weite Strecken, hinderlich sind.

Dann aber wird die Gelderzeugung zu einem „free lunch“ und fällt aus der Ökonomie als dem Feld, das durch Knappheitsrelationen bestimmt ist, heraus. Als außerökonomischer Akt steht die Geldschöpfung daher nur dem Souverän zu. Denn wer Geld schöpft, eignet sich Kaufkraft kostenlos an.

Heute schöpfen die Geschäftsbanken mehr als 90% der Geldmenge (M1). Das stellt erstens eine eklatante Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes dar. Zweitens führt die Geldschöpfung und damit auch die Steuerung der Geldmenge durch Privatwirtschaftssubjekte zu erheblichen Funktionsstörungen der Wirtschaft.

Der Souverän hat das Privileg infolge technischer Entwicklungen (u.a. der Digitalisierung des Zahlungsverkehrs) an die Geschäftsbanken verloren.²⁴ Es ist höchste Zeit, es wieder zurückzuholen und damit die Chance zu nutzen, die ihm das moderne Zeichengeld (im Unterschied zum durch wertvolle Metalle gedeckten Warengeld) zuspießt: Der Souverän könnte aus der ihm mit der Geldschöpfung zufallenden Seigniorage Gemeinwohlaufgaben erfüllen. Das sind bei einem jährlichen nominalen Wachstum von sagen wir 3% etwa 1-1,5% des jeweiligen Sozialprodukts (oder 4-5% der Staatseinnahmen). Die Zentralbank könnte das von ihr geschöpfte Geld an den Staat schenken oder auch als Bürgerdividende verteilen. Damit käme die gesamte Geldmenge (je nach Land 20-50 % des BIP) in Umlauf, ohne durch Schulden irgendjemandes belastet zu sein.

Das Geldsystem wäre außerdem viel stabiler als das gegenwärtige, fraktionale Geldsystem. Würde die Geldproduktion ausschließlich durch den Souverän erfolgen, gäbe es nur mehr *ein* Geld, Vollgeld eben, und nicht mehr neben dem offiziellen Zahlungsmittel auch Nebengelder, die zwar als Zahlungsmittel benutzt werden, aber nicht wirklich Geld, sondern nur Anspruch auf Geld sind. Folglich hätte die Zentralbank die unbeschränkte Kontrolle über die Geldmenge. Im gegenwärtigen System verfügt die Zentralbank über keine wirksamen Mittel, diese zu kontrollieren.

Das Überlassen der Geldschöpfung an Privatbanken ist auch deshalb eine Ordnungswidrigkeit, weil diese durch das ihnen nicht zustehende Privileg zu unsinnigen Spekulationsgeschäften verführt werden. Der Wettbewerbsdruck zwischen den Banken verstärkt diese Tendenz noch.

Um möglichem Missbrauch der Geldschöpfungsmacht entgegenzuwirken, sollte die Zentralbanken in den Rang einer vierten, unabhängigen Staatsgewalt gehoben werden. Die „Monetative“ würde nur über die Höhe der Geldmenge entscheiden, nicht aber darüber, wie die Geldmenge verwendet

werden soll. Geschäftsbanken würden bloß als Geldvermittler fungieren. Zusätzlich stünde es der Zentralbank frei, weiterhin Kredite an Geschäftsbanken oder auch an den Staat zu vergeben.

Die Kritik am Vollgeldkonzept übersieht, dass unter Vollgeldbedingungen die Steuerung von Konjunktur um vieles leichter wäre, denn die Geldmengenerhöhungen könnten direkt in effektive Nachfrage umgesetzt werden.

Ein 100%-Geld liegt in der Logik der Evolution des Geldes und der Bürgergesellschaft, deren zentrale gemeinschaftliche Einrichtung der Staat ist. Ihm obliegt die Aufgabe, die Knappheit des Fiat-Money und damit dessen Wert einigermaßen zu sichern. Warum soll sich der Staat als übergeordnete Einrichtung, dessen Tätigkeiten nicht durch „Geschäfte“, sondern ein „Pooling“ (Steuern) zwangsfinanziert werden, sich über Geschäftsbanken Geld besorgen, die im Falle einer von ihnen betriebenen Misswirtschaft dann eben von diesem Staat gerettet werden müssen? Das ist unvernünftig und widerspricht jeder Vernunft.²⁵

Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Ist der Tausch die Basisoperation einer freien Bürgergesellschaft, ist das Geld ihr Medium. Der Tausch „verlangt“ gleichsam nach Geld.

Der Hauptfehler des Mainstream besteht darin, dass er die Ordnung der Menschen aus der Ordnung der Dinge, die er sich über Gleichgewichts- oder Maximierungskonzepte zurecht legt, ableiten möchte. Das aber ist unmöglich. Eine Ordnung der Dinge, so sie sich überhaupt einstellt, ist nur möglich, weil sich die Menschen aktiv miteinander über Tausch (und Geld) verknüpfen. Bezeichnend für die Wirtschaftstheorie ist, dass sie vom Tausch und daher vom Vergesellschaftungsprozesses abstrahiert. Genau diesen aber stelle ich ins Zentrum der Theoriebildung und zeige, dass sich (Groß-)Gesellschaften nur über Ware-Geld-Beziehungen bilden können. Nur aus ihnen emergiert spontan ein System, das gleichzeitig aber nach der ordnenden Hand des Staates verlangt. Ohne diese käme Wirtschaft (als System) weder auf die

²⁵ Das Gegenmodell zu dieser Vorstellung formuliert Hayek (1976). Er schlägt die radikale Entstaatlichung des Geldes vor und will die Geldproduktion alleine Privatbanken überlassen. Privatbanken geben Geldnoten aus. Der Markt soll dann über die Qualität der vielen Gelder entscheiden. Hayek glaubt, nur mit diesem Modell die westliche Zivilisation retten zu können. Zwar zeigt er sich um den Geldwert der jeweiligen Währungen besorgt, bedenkt aber nicht die Turbulenzen, die durch marktbedingte Wechselkursschwankungen zwischen den Bankwährungen ausgelöst werden könnten. Völlig unverständlich ist für mich, dass sich Hayek über die Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes, die die Geldschöpfungslizenz an Privatbanken mit sich bringt, hinwegsetzt.

Beine, noch könnte es einen ziemlich robusten oder antifrügilen Organismus bilden.

Indem ich den Fokus von Pauschalbegriffen – Kapitalismus, Marktwirtschaft, Wettbewerb, Freiheit, Privateigentumsordnung – auf basale Vorgänge (Tausch, Geld) lenke, aus denen das System Wirtschaft emergiert und ohne diese die genannten Begriffe gar keinen Sinn machen, skizziere ich für die Ordo-Idee eine systemtheoretische Grundlage, die zu verstehen hilft, wie die moderne Wirtschaft funktioniert und welche ordnungspolitischen Eingriffe sie benötigt.

Auf dieser theoretischen Grundlage komme ich zu Ergebnissen, die sich weithin, aber nicht in jeder Beziehung mit den Vorstellungen der ordoliberalen Theoretiker decken. Differenzen zu ordoliberalen Theoretikern ergeben sich vor allem dann, wenn diese allzu leichtfertig Lehrsätze des Mainstream übernehmen. Dieser ist nämlich, jedenfalls seinem Kern nach, ein Denken über Wirtschaft, aus dem der Ordnungsgedanke eliminiert ist – eben reine Allokationstheorie, und steht deshalb zur Ordnungstheorie quer.

Der Negativ-Test für ein Denken in Ordnungen ist die Idee des (zentralistischen) Sozialismus.²⁶ Wer an den Sozialismus – und damit an eine „Gesellschaft ohne Gesellschaft“ glaubt, kann nicht ganz verstanden haben, was eine Ordnung ist.

Instrumentelles Denken ist primitives Denken – es ist Denken des praktischen Menschen. Denken in Systemen ist viel anspruchsvoller. Es muss erst noch erlernt werden.

Der Sozialismus ist gefallen. Wann fällt der Mainstream?

²⁶ Auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Sozialismus wurde aus instrumenteller Sicht geführt.

Literaturverzeichnis

- Buchanan, J. (1979). *What should Economists Do?*
- Dahte, U. (2009). Walter Euckens Weg zum Liberalismus. *Ordo*, 60, S. 53-86.
- Dietz, R. (1997). Simmel's Contribution to a Theory of Money Economy
Methodology of the Social Sciences, Ethics, and Economics in the
Newer Historical School – From Max Weber and Rickert to Sombart
and Rothacker. In P. Kozlowski. Germany: Springer.
- Dietz, R. (2015d). Die Unmöglichkeit des Sozialismus im Spiegel der Theorie.
In H. Peukert, *Taking up the Challenge -- Festschrift für Jürgen
Backhaus* (S. 243-268). Marburg: Metropolis-Verlag.
- Dietz, R. (2016). *Geld und Schuld - eine ökonomische Theorie der
Gesellschaft, 5. überarbeitete Auflage*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Eucken, W. (1941). *Grundlagen der Nationalökonomie*. Jena: Gustav Fischer.
- Eucken, W. (1952). *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Eucken, W. (1952a). Wettbewerbsordnung. *Ordo*, 2, S. 1-99.
- Frisby, D. (1990). *Preface to the English Edition of G. Simmels „The
Philosophy of Money“*. (B. T., & F. D., Übers.) New York: Routledge,
London.
- Giersch, H. (1959). Zur Theorie des Bestmöglichen. *Ordo* X, S. 63-114.
- Hahn, F. (1973). On the Foundations of Monetary Theory. In M. Parkin,
Essays in Modern Economics (S. 230-242).
- Hayek, F. A. (1969). *Freiburger Studien*. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Hayek, F. A. (1975). *Die Irrtümer des Konstruktivismus*. Tübingen:
J.C.B.Mohr.
- Hellwig, M. (1993). The challenge of monetary theory. *European Economic
Review*, 37, S. 215-242. doi:MO2-3
- Hensel, K. P. (1959/1979). *Einführung in die Theorie der
Zentralverwaltungswirtschaft*. Stuttgart: Gustav Fischer-Verlag.
- Hensel, K. P. (1977). *Systemvergleich aus Aufgabe - Aufsätze und Vorträge*.
Stuttgart: Gustav Fischer-Verlag.
- Huber, J. (2013). *Monetäre Modernisierung*. Marburg: Metropolis.
- Kirman, A. (2011). *Complex Economics - Individual and Collective Rationality*.
Routledge.

- Levy, D. (1999). Katallaktik Rationality - Exploring the Links between Co-operation and Language. *American Journal of Economics and Sociology*, 58(4), S. 729-747. doi:MO2-4
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1988). *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Marx, K. (1969). *Das Kapital*. Berlin (Ost): MEW, Bd. 23-25.
- Maturana, H., & Varela, F. (1984). *Der Baum der Erkenntnis – Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Goldmann TB-Verlag.
- Menger, C. (1871). Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. In F. Hayek (Hrsg.), *The Collected Works of Carl Menger* (Bd. 1). London: University of London 1934.
- Menger, C. (1909). Geld. In *Gesammelte Werke, Bd. 4: Schriften über Geldtheorie und Währungspolitik* (S. 1-116). Tübingen: J.C.B. Mohr (1970).
- Mises, L. (1920). Die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen. In *Archiv für Sozialpolitik* (Bd. 47, S. 86-121).
- Mises, L. v. (1931). Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre. In L. v. Mises, & A. Spiethoff (Hrsg.), *Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Erster Teil*, S. 73-93. Leipzig und München: Duncker & Humblot.
- Mises, L. v., & Spiethoff, A. (. (1931). *Probleme der Wertlehre* (Bd. Erster Band). Berlin: Duncker&Humblot.
- Piketty, T. (2016). *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. C.H.Beck.
- Pribram, K. (1992). *Geschichte des Ökonomischen Denkens (A History of Economic Reasoning, 1983)*. Frankfurt: Suhrkamp .
- Ritsert, J. (1988). *Gesellschaft: Einführung in den Grundbegriff der Soziologie*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Robbins, L. (1935). *An Essay on the Nature and Significance of Economic Science*. London: Macmillan.
- Rothbard, M. N. (08. December 2006). The End of Socialismus and the Calculation Debate Reconsidered. *Mises Daily*. Von <https://mises.org/library/end-socialism-and-calculation-debate-revisited> abgerufen

- Schumpeter, J. A. (1908). *Das Wesen und der Hauptinhalt der Nationalökonomie*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Schumpeter, J. A. (1952). *Capitalism, Socialism and Democracy* (5. Ausg.). London: George Allen & Unwin 1976.
- Simmel, G. (1900/1907). *Philosophie des Geldes*. Berlin: Duncker&Humblot.
- Simmel, G. (1917). *Grundfragen der Soziologie – Individuum und Gesellschaft*. Berlin: Walter de Gruyter 1984.
- Simmel, G. (1923). *Philosophische Kultur - gesammelt Essays*. Potsdam: Wagenbachs Taschenbücher 1986.
- Suntum, U. v. (1999). *Die unsichtbare Hand - ökonomisches Denken gestern und heute* (5. Ausg.). Springer-Gabler.
- Toumanoff, P. (1984). A Positive Analysis of the Theory of Market Failure. In *Kyklos* (Bd. 37/4, S. 529-541).
- Walras, L. (1874). *Elements of Pure Economics or the Theory of Social Wealth*. In W. Jaffé (Hrsg.). Homewood: Allen & Unwin.
- Willgerodt, H. (2009). *60 Jahre Ordojahrbücher und Ordopolitik. Ordojahrbuch*.

Kontakt: raimund.dietz@gmail.com